

Die beiden Frauen

Autor(en): **Borel, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chen entwickelt hatte! Fürwahr, mein Kamerad hatte guten Geschmack. Es war seine erste tiefe Jugendliebe. In den Frühlingsferien suchte er mich sehr oft abends auf zu einem Spaziergang. Ohne daß ich es merken sollte, lenkte er dann seine Schritte durchs Dorf hinab dem Mühlgunde zu. Beim Chänzeli vorbei und den Bachreben entlang ertönte sein verbender Gesang. Im stillen Feierabend klangen die Töne wieder vom Park der Villa de Bury bis zu den alten Nusbäumen am Mühlebach, von den Lauben und Bänklein der Greischhäuser bis zum Fensterlein der blonden Marie. Im Herbst darauf sah ich ihn eines Abends mit einer glänzenden Trompete an der Schulter zum Schulhaus gehen. Es gab mir einen Stich. Er, der Säger von Gottes Gnaden, ein Blechmusikant! Was wühlte in seinem Innern, daß er, der Stille, zu diesem lauten Ausdrucksmittel griff? Ich stellte ihn tags darauf zur Rede und vernahm, das Singen sei ihm verleidet, ältere Säger hätten ihn oft schwer getränkt mit ihrem Neid. Doch seine Gefühle und Gedanken waren noch fast ebenso leicht zu erraten, wie damals auf der Schulbank. „Wer liebt und der muß leiden . . .“ (Schluß folgt.)

Die beiden Frauen.

Von Henri Borel.

Yang Tsz' wanderte einst durch das Reich Soeng und kam, östlich davon, in ein Wirtshaus, das zugleich Logierhaus war. Da er die Absicht hatte, einige Wochen von seinen Streifzügen auszuruhen, nahm er dort seinen Einzug.

Der Wirt hatte zwei Frauen, Kin Lien (Goldener Lotos) und Moe Tan (Fingstrose). Kin Lien machte ihrem Namen Ehre; sie war wirklich eine wunderschöne Frau und erhöhte ihre Schönheit noch, indem sie sich in kostbare Gewänder kleidete und ihr Haar kunstvoll frisierete. Viele Stunden brauchte sie für ihre Toilette, und sie konnte keine fünf Minuten mit etwas beschäftigt sein, ohne aufzustehen und sich im Spiegel zu betrachten. Ihre kleinsten Bewegungen und Gebärden waren wie einstudiert und zu Dingen der Schönheit geworden. Es war nichts an ihr, von dem kleinen Juwelen-Schmetterling in ihrer Frisur bis zu den Seidenschleifen auf ihren kleinen Pantoffeln, für das nicht die größte Sorgfalt verwendet war und das nicht die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr Gesicht war kunstvoll gepudert und gleich einem duftenden Pfirsich, so zart und farbig war es; ihre feinen Augenbrauen waren nachgezogen, bis sie wie schwache Umrisse von fernen Bergen ausahen; ihre zierlichen Füße waren wie Lotosblumen; ihr Mund war eine kleine rote Blume. Noch niemals hatte Yang Tsz' eine so schöne Frau gesehen, und heimlich beneidete er seinen Gasthern, der ein so seltenes Kleinod sein eigen nannte, schöner als die schönste Konkubine aus dem kaiserlichen Harem.

Die andere Frau dagegen, Moe Tan, schien die lebende Parodie ihres poetischen Namens zu sein. Sie war häßlich, ohne jeden äußeren Reiz und tat nichts, um durch reiche und schöne Kleidung weniger häßlich zu erscheinen, was ihr die Mittel ihres Mannes, dessen Gasthaus viel einbrachte, ohne weiteres erlaubt hätte. Sie hatte nicht einmal ihr glänzendes Haar — das einzige Schöne, was sie besaß — zu einer kunstvollen Frisur hergerichtet und trug keinen einzigen Schmuck. Einfach und dürrig, unbekümmert um ihre Häßlichkeit, lief sie durch das Haus und gab sich nicht die geringste Mühe, in den Augen ihres Mannes schön zu erscheinen. Sogar Schminke und Puder verschmähte sie, obwohl die Etikette des Landes vorschrieb, daß das Frauenantlitz geschminkt und gepudert sei, und sie zeigte ihr nicht unfreundliches, aber häßliches Gesicht genau so, wie es geschaffen war.

Wie ist es möglich, dachte Yang Tsz', eine so häßliche Frau zu wählen, während doch die andere wunderschöne Frau von einem so feinen Geschmack meines Gasthern zeugt! Seine Verwunderung stieg jedoch aufs höchste, als er nach einigen Tagen bemerkte, daß der Gasthausbesitzer seine

häßliche Frau, Moe Tan, hoch zu achten und zu verwöhnen schien, während er sich um die bildschöne, Kin Lien, beinahe nicht kümmerte. Es stellte sich sogar heraus, daß Moe Tan, die häßliche, zwei Kinder von ihm hatte, während Kin Lien, die schöne, kinderlos war, also anscheinend nicht einmal von ihm begehrt wurde. Dazu kam noch, daß Kin Lien, die blendende Schönheit, die in herrlichen Farben glänzte und in reichen Seidengewändern rauschte, auf denen Juwelen funkelten, durch kokette Gesten und indem sie all ihren verführerischen Charme spielen ließ, alles aufbot, um die Aufmerksamkeit ihres Gatten zu erregen, während die nachlässig gekleidete Moe Tan, ohne jeden Schmuck, bescheiden und still ihrer Beschäftigung nachging und es nicht für nötig zu halten schien, ihrem Manne auch nur einen verstohlenen Blick zuzuwenden.

Yang Tsz' war hierdurch so betroffen, daß dies Rätsel ihn Tag und Nacht beschäftigte und er endlich den Mut faßte, seinen Gasthern zu fragen, wie es doch käme, daß er die schöne Frau so gering zu schätzen und die häßliche Frau so sehr zu ehren schien.

Und die Antwort lautete: „Mein lieber Erstgeborener! Meine schöne Frau hält sich selbst für schön, und darum sehe ich ihre Schönheit nicht; meine häßliche Frau hält sich selbst für häßlich, und darum sehe ich ihre Häßlichkeit nicht.“ (Uebersetzt aus dem Holländischen von Willy Blocher.)

Worte.

Wie es Wegweiser gibt an Landstraßen und Fußwegen, so gibt es eine Art geistiger Richtungszeiger für solche Menschen, die es gewohnt sind, nicht blindlings in den Tag hinein zu leben, sondern hier und da darüber nachzudenken, welchen Weg sie bisher zurückgelegt und welchen sie in Zukunft zu gehen haben werden.

Diese Zeiger sind die Worte großer und geistvoller Menschen. Solch ein Ausspruch lieft sich so leicht hin; man denkt etwa, der, der ihn getan, müsse ein besonders seherrlich begabter Mensch gewesen sein, dem sich die Tiefen und Geheimnisse des Lebens ohne Anstrengungen auftun.

Dem ist nicht immer so. Je kürzer, je schärfer und klarer ein Ausspruch ist, desto mehr ist er das Ergebnis langer Erfahrung, eingehenden Denkens.

Große Worte der Wahrheit haben die verschiedensten Funktionen zu erfüllen. Sie können dem halbverstümmelten Lebenswanderer zu einem frischen, belebenden Trunk werden. Wer hätte es nicht schon erfahren, daß er durch ein solches Wort plötzlich ermutigt, zum Weiterwandern gestärkt worden wäre? Sie können am Scheideweg, vor wichtiger Entscheidung zum Wegweiser, in finsterner Nacht zum Licht, an grauen Tagen zum Sonnenstrahl — auf unsicherem Gebiet zum Scheinwerfer werden. Manchem Schwachen, der in den verschiedensten Kämpfen des Lebens nur ein vom Winde bewegtes Rohr wäre, werden sie zum Stab, zur Krücke, an der er sich weiterhilft.

Dem Menschengeschlecht ist mit dem Worte ein Zauberstab gegeben. Jeder trägt ihn mit sich, jedem ist damit größere oder geringere Gewalt gegeben; je höher seine Intelligenz, desto größere Gewalt, je wahrhaftiger, desto segenspendendere Macht. Scheinbar findet das lügenhafte Wort mehr Freunde in der Welt als die Wahrheit. Aber das ist nur scheinbar. Es ist nur darauf zurückzuführen, daß die Menschen zu wenig zu eigenem Denken erzogen sind. Wer nicht denken kann, ist nicht imstande, Wahrheit von der Lüge, Echtheit von der Falschheit zu unterscheiden. Ein unsichtbares Heer steht sich stetsfort kämpfend gegenüber: das Heer der Wahrheitsworte gegen die Armee der Lügen. Sie machen sich die Köpfe und Seelen der Menschen streitig.

Und dieser Kampf wird dauern, so lange die Welt steht. Aber die Wahrheit wird siegen, denn — wir schließen mit einem solchen Wort von Byron — „wahre Worte sind lebendige Wesen.“

Anna Burg.